**Zeitschrift:** Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
**Band:** 85 (1959)
**Heft:** 42

**Artikel:** Qual der Wahl
**Autor:** Scarpi, N.O.
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-498931

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 12.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Qual der Wahl

Von N. O. Scarpi

Auf seltsame Art bin ich zu Geld gelangt. Keine Angst, Freunde, es war nicht gerade ein Reader's Digest-Honorar, das über Nacht auf mich herabgeprasselt wäre, und es ist auch nicht gar so viel Geld, zu dem ich gelangt bin. Die Spannung wächst, das merke ich, und so sei denn schnell und schlicht erzählt, wie alles gekommen ist.

In dem schönen Hotel unweit unserer Wohnung war ein Dollarmillionär abgestiegen, ein Mann von mehr als achtzig Jahren, bei dem das Wort ‹rüstig› allerdings fehl am Ort gewesen wäre. Mit achtzig war er besser dran als mancher Mann in den Sechzig, und man darf mir leider glauben, daß ich mich just in diesem Dezennium recht gut auskenne. Der Millionär hatte eine Gesellschafterin mit, deren Funktion es war, ihm jeden Morgen und jeden Abend eine Spritze zu verabreichen und ein Spiel mit ihm zu spielen, von dem ich nur weiß, daß es ‹Pinocle› heißt. Er war ein freundlicher Herr, der seine Dollarmillionen mit Anstand trug, und ich glaube, bei ihm gelernt zu haben, wie man das macht. Am Anstand sollte es jetzt bei mir nicht fehlen, nun bleiben nur noch die Dollarmillionen abzuwarten.

Ein Molekül davon – seit die Atome die Welt erfüllen, ist das Molekül zu Unrecht in Vergessenheit geraten – fiel immerhin auf uns, und schon das hat schlaflose Nächte, Streit und Kopfzerbrechen verursacht. Eines Morgens nämlich rief die Begleiterin des Millionärs in großer Aufregung an: «Kinder, mein Boß hat mir ...» und nun nannte sie einen Frankenbetrag, der in Zeilenhonorar umgerechnet recht ansehnlich war, «... gegeben; ich soll euch davon Blumen schicken!»

Sie war eine kluge Frau, die Pinoclepartnerin, und wußte, daß wir, bei aller Liebe für Blumen, doch dringendere Bedürfnisse haben, als unsere ganze Wohnung in einen Garten zu verwandeln, zumal wir mit Reiseplänen umgingen. So stürzte ich denn, nach kurzer Beratung im Familienkreis, zu dem Dollarmillionär und setzte ihm auseinander, um wie viel nachhaltiger er in unserer Erinnerung leben würde, wenn wir statt Blumen Langspielplatten kaufen dürften. Ihm war das ziemlich gleichgültig, und er gab seinen Segen und das Molekül seiner Dollarmillionen.

Da standen wir nun, die Banknoten in den sonst so leeren Händen, die Hausfrau, der junge Daniel und ich, und jeder durfte einen Wunsch äußern, ein wenig wie in dem Märchen von den drei Wünschen, das für den Wünschenden so kläglich ausgeht. Der junge Daniel war schnell fertig mit dem Wort, wie sich das für die Jugend geziemt, und wählte Sidney Bechet, ein Name so fremd meinem Ohr wie seine Musik meinem Herzen. Die Hausfrau zauderte auch nicht lang und entschied sich, gereifteren Geschmacks, für ein Haydn-Quartett. Und nun kam ich an die Reihe, dem erlaubt worden war, eine Oper zu wählen. Eine Oper! Vierzig oder fünfzig Opern mag das normale Repertoire der Theater umfassen, mir alle durch Neigung und Beruf leidlich bekannt. Der ganze Mozart, der ganze Verdi, der ganze Wagner entbreiteten ihre Schätze; großartige Tosca-Platten drehten sich verführerisch im Radio, ein ‹Orpheus› von Haydn übte nachhaltigen Zauber. Man wählte, verwarf, wählte, verwarf. Bis schließlich zwei Opern in die Stichwahl kamen: ‹Die Zauberflöte› und ‹Fidelio›. Zum Lob der ‹Zauberflöte› auch nur ein Wort zu sagen, wäre vermessen, die Platten sind reinste Herrlichkeit. Warum also, nach langem, schwerem Kampf, wurde auf sie verzichtet? Ich weiß es im Grunde nicht zu sagen; vielleicht ist es doch das Libretto, dessen man nicht recht froh wird. ‹Ein Weib tut wenig, plaudert viel, du, Jüngling, glaubst dem Zungenspiel?› Und dem Gegner des Frauenstimmrechts gibt der seltsame Heilige Sarastro den erwünschten Slogan: ‹Ein Mann muß eure Schritte leiten, denn ohne ihn pflegt jedes Weib aus seinem Wirkungskreis zu schreiten!› Keine Aufführung der ‹Zauberflöte› werde versäumt, und wenn das Radio sie spielt, sei das Telephon ausgeschaltet, wenn möglich auch die Wohnungsglocke! Aber eine einzige Oper schwebt vorderhand im Bereich der Möglichkeiten, und da darf der persönliche und gewiß nicht allgemein gültige Geschmack sich einmischen.

«Teenager wär ich efängs. Jetz sött ich mich nume na chöne entschlüüße öb i söll zum Film oder goge Büecher schriibe.»

‹Fidelio›! Hat nicht die Wiener Staatsoper ihrer Neueröffnung mit einer Aufführung des ‹Fidelio› höhere Weihe verliehen? Und die Platten unter Furtwängler bestätigen ganz gewiß alles, was man Jahrzehnte lang empfunden hat. Doch die Rezitative fehlen! Nummer reiht sich an Nummer, eine schöner als die andere, die Illusion einer Opernaufführung aber bleibt aus, wenn die in ihrer sehr kindlich-naiven Schlichtheit so unendlich rührenden gesprochenen Worte fehlen. Schon die Aufführung der Wiener Staatsoper hatte die Rezitative stiefmütterlich behandelt, verstellt, entstellt, weggelassen, und gerade da konnte man spüren, wie unerläßlich sie sind. Wie ergreifend sind die simplen Worte des Rocco: «Still, glaubst du, ich könnte dir nicht in das Herz sehen?» wenn man weiß, daß darauf die Sphärenharmonie des Quartetts ‹Mir ist so wunderbar ...› folgt. Nein, ‹Fidelio› ohne Rezitative ist nicht ‹Fidelio›, und so verläuft auch die Stichwahl wie ein totes Rennen, ohne eine Entscheidung zu bringen.

Da – ‹welch holder Klang im nächtigen Gewühl!› Das Wort ist aus dem ‹Fliegenden Holländer›, doch nicht er ist es, der plötzlich, unversehens, unvermutet in die Geschicke eingreift. Nein, es ist Carmen, die Zigeunerin, die Arbeiterin in der Tabakfabrik. Und der leidige persönliche Geschmack weiß, daß es keine Wahl mehr gibt. Da der Dollarmillionär nun einmal nur eine einzige Oper subventioniert, muß es ‹Carmen› sein! Epiktets Frage: ‹Was hätte Sokrates an deiner Stelle getan?› ist hier schwer zu beantworten, dagegen hätte Nietzsche ganz gewiß seinen Segen zu dieser Wahl gegeben, und allen Philosophen gleichzeitig kann man es nicht recht machen.

Einst kannte ich einen Mann, der im politischen Leben seines Landes eine angesehene Stellung bekleidete, und dieser Mann erzählte mir stolz, wenn sämtliche Carmenaufführungen, die er gehört hatte, hintereinander gespielt würden, so müßte das drei volle Monate, Tag und Nacht, Werktag und Sonntag dauern. Damals fand ich das komisch, heute bin ich bereit, mich zu bekehren. Drei Monate, Tag und Nacht, mögen die Platten sich drehen, ich werde alle Carmens, alle Escamillos, alle Josés meines Lebens in ihnen wiederhören, die Calvé, Baklanoff, Caruso – auch die Neger seien nicht vergessen, denn eine bessere Carmen ist selten auf einer Bühne gestanden als die Sängerin der Carmen Jones, und so sei ihr auch die vom Regisseur so gründlich verhaute Kartenszene vergeben.

Doch wenn wieder einmal ein Dollarmillionär ein Molekül seines Vermögens auf uns fallen läßt, dann wird die ‹Zauberflöte› gekauft; das sei geschworen!

Oder ‹Fidelio›.